

Vom Deutschen zum Schweizerbürger

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **61 (1949)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

II. Vom Deutschen zum Schweizerbürger

Ein Rückblick

1. Kapitel. Die Zeit der Helvetik

Heinrich Zschokke betrat am 2. September 1795 bei Schaffhausen Schweizerboden. Dieser sollte eine Etappe auf der Reise des stürmisch-schwärmerischen Weltverbesserers sein, der in jugendlicher Begeisterung die Kulturzentren Europas besuchen wollte. Paris und Italien waren seine Ziele.

Die Schweiz erschien den Deutschen damals im Spiegel der Werke Hallers und Geßners als ein glückliches Arkadien, wo uralte Freiheit und Sittenreinheit herrschten, gleichsam eine paradiesische Insel in dem damaligen, nach der Auffassung der von Rousseauschen Ideen erfaßten gelehrten Welt, korrupten Europa.

Auch Zschokke wollte dieses Paradies der Freiheit besuchen. Er war «begierig, im Lande Wilhelm Tells die Segensfrüchte der Freiheit kennen zu lernen».¹

Aber welche Enttäuschung mußte dieser jugendliche Schöngeist und politische Schwärmer an dem vermeintlichen Paradiese der Freiheit erleben!

Der Eindruck, den ihm die alte Eidgenossenschaft machte, war dem in Wolken schwebenden Literaten ein niederschmetternder. Kein Wunder, daß er nichts Gutes an ihr ließ, und daß diese ersten Eindrücke zeitlich in ihm nachwirkten, auch dann, als er schweizerisches Denken, schweizerische politische Eigenart kennen und verstehen gelernt und sie selbst weitgehend sich zu eigen gemacht hatte.

So schreibt er in seiner Autobiographie, die erst 1842 erschien, von seiner ersten Begegnung mit der alten Eidgenossenschaft: «Im Allgemeinen hatte ich schon ein freieres Volk in den preußischen Staaten gesehen, denn hier in der Schweiz, wo diese große Mehrheit der Gesamtbevölkerung in erblicher Dienstbarkeit von reichsstädtischen Patriziaten und Zunftherren eines Hauptstädtchen lebte; oder in trauriger Geistesknechtschaft eines gebieterischen Priestertums.»²

¹ Selbstschau, S. 58. ² Selbstschau, S. 70.

«Die Schweiz stand da, ein verdorrtes politisches Gewächs des Mittelalters; ohne gemeinsames Haupt; ohne festen Verband ihrer einzelnen kleinen Staaten, ohne Eintracht der Regierungen mit den Regierten — das Ganze ein planlos zusammengestelltes Gemenge kleiner Städte, Abteien und Ländchen, die gegeneinander in spießbürgerlicher Majestät eifersüchtelten.»³

Es ist dem ganz vom neuem Geist erfüllten Zschokke nicht zu verargen, daß er in seinem typisch aufklärerischen Fortschrittsglauben kein Verständnis aufbrachte für eine staatliche Welt, die so gar nicht diesem Denken entsprach.

Der preußische Privatdozent für Theologie und Moralpädagoge reiste über Zürich, Bern nach Paris. Hier, in der Revolutionsstadt, wartet ihm die zweite große Enttäuschung und Erfahrung. Er lernte hier die Kehrseite der in deutschen Gelehrtenkreisen viel gefeierten Französischen Revolution kennen. Sein Aufenthalt in Paris heilte ihn für alle Zeiten von der Glorifizierung der Revolution. Voller Abscheu wendet er sich von ihren Auswüchsen ab und tröstet sich: «Das Gerechte wird überleben; das Jahrhundert ist im Auge des Ewigen mehr als das Jahr, die Menschheit mehr als der Mensch. Hier lernt man nicht die Geschichte der Revolution, Paris wäre der letzte Ort, wo man sie schreiben müßte, weil alles mehr oder weniger von Leidenschaft und Parteilust influenziert wird, — sondern man lernt die Revolution selbst in ihren feineren Zügen kennen, und diese sind lehrreicher als Folianten der Geschichte.»⁴

Zschokke machte in Paris seinen ersten politischen Reifeprozess durch und distanzierte sich von da an von jedem Radikalismus.

Er kehrte nur zu gerne der Revolutionsstadt den Rücken und wollte nach Italien ziehen, wie es sich für einen Poeten, als den er sich zu jener Zeit ausgab, gehörte. Der Weg führte ihn noch einmal in die Schweiz. Er kam nach Graubünden, wo sich ihm ganz unerwartet ein anderer Aufgabenkreis auftat. Er übernahm die Leitung des Gymnasiums Reichenau. Dieser Entschluß war für Zschokkes Leben und Schicksal richtunggebend. Der Weltbürger, der bis jetzt nur in geistigen Sphären sich bewegt hatte, wurde unvermittelt vor eine praktische Aufgabe und in ein völlig neues Milieu gestellt. Und siehe da, dieser religiöse Schwärmer, dieser junge Poet scheiterte nicht an der Aufgabe, die ihm die Lebenswirklichkeit

³ Selbstschau, S. 107.

⁴ Zschokkes Werke, Ausgabe BODMER, Einleitung des Herausgebers, S. 28.

stellte. Es vollzog sich in ihm eine Verwandlung, dank seiner schnellen Anpassungsfähigkeit, einer Charaktereigenschaft, die ihm in seinem späteren Leben noch oft zum Vorteil gereichen sollte.

Er brachte die Schule in kurzer Zeit aus einer gänzlich verfahrenen Situation heraus zu einer großen Blüte. Und nur der große politische Sturm, der zwei Jahre später über Europa fegte und selbst die hintersten Winkel nicht verschonte, brachte sie zum Knicken.

Zschokke hatte während seines Aufenthaltes in Reichenau Gelegenheit, Graubünden gründlich zu bereisen und kennen zu lernen. Da tat sich ihm eine ganz neue Welt auf, eine Welt, die ihm bis jetzt verschlossen gewesen war, weil er nicht mit ihr in Beziehung gekommen war. Es war der Lebenskreis des Volkes. Er lernte in Graubünden das Denken und Handeln, die Nöte des einfachen Mannes ohne Bildung kennen.

Diese Welt ergriff ihn, und er stürzte sich gleichsam in sie hinein, ohne sie in seinem Leben je wieder zu verlassen. Ihre Besserung, ihre Vermenschlichung wurde ihm zur eigentlichen Lebensaufgabe.

Zschokke konnte der politischen Siedehitze, in der sich Graubünden zu dieser Zeit befand, nicht entgehen. Auch er wurde davon erfaßt, obschon er sich in keiner Weise an eine Partei binden ließ. Hier erntete er seine ersten journalistischen Erfolge. Am Vorabend der Revolution erhielt er gar das Bürgerrecht von Chur und Malans.

Auf den 6. Juli 1798, als die Gemeinden Graubündens darüber entscheiden sollten, ob sie sich dem helvetischen Einheitsstaate anschließen sollten oder nicht, entfaltete Zschokke einen großen Propagandafeldzug für den Anschluß. Er setzte sich dafür ein, nicht weil er ein großer Verehrer der von Frankreich der Schweiz aufoktroierten Verfassung war, sondern aus einer edlern Einsicht. Er wußte, daß, sofern sich Graubünden nicht an die Schweiz anschloß, es seine Selbständigkeit an die eine oder die andere Großmacht verlieren würde. Er wollte aber Graubünden der Schweiz erhalten. Es war nicht die helvetische Verfassung, von der sich Zschokke einen Vorteil versprach, wenn sie von Graubünden angenommen wurde. Er äußerte sich zu Tscharner sehr mißfällig über diese. «Ich stimme aus ganzem Herzen für die Vereinigung Bündens mit der Schweiz und selbst für die provisorische Annahme der Ochsischen Konstitution ungeachtet diese den Beifall keines freien Bündners und Schweizers verdient.»⁵

Der Anschluß wurde vom Souverän verworfen. Nun wandte sich die

⁵ GÜNTHER: Heinrich Zschokkes Jugend . . . , S. 206.

Volksstimmung gegen die sogenannte Patrioten- oder Franzosenpartei. Diese Partei war angeführt von Tscharner. Zu ihr gehörten die alten Bündnerfamilien, wie Planta, Sprecher, Travers, und der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Sie mußten, um das nackte Leben zu retten, in Nacht und Nebel das Land verlassen. Zu ihnen gesellte sich auch Zschokke, auf dessen Kopf man in Chur einen Preis ausgesetzt hatte. Er wurde von den Emigranten zusammen mit Tscharner nach Aarau abgeordnet, um dort beim Parlament der Helvetischen Republik und beim Direktorium ihre Interessen zu vertreten.

Damit kam Zschokke mitten in das Getriebe des neugeschaffenen Staates. Er wurde davon erfaßt und dort eingesetzt, wo man seine Fähigkeiten am nötigsten hatte. Stapfer ernannte ihn zum Direktor des Bureaus «d'esprit public».

«Die Aufgabe bestand», sagte Stapfer, «einerseits darin, unsere Regierung vom intellektuellen Bedürfnis, überhaupt vom Kulturzustand, sowie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämtlichen Kantonen zu unterrichten. Andererseits sind Mittel und Wege zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame Vaterland zu bilden und die politische Einigung der Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu binden».⁶

Zschokke bemühte sich von Anfang an, eine möglichst große Selbständigkeit in all seinen Entschlüssen zu bewahren. Er verbat sich beispielsweise jede Einmischung einer Zensurstelle.

Sein innerstes Anliegen war nicht, Propaganda für den helvetischen Einheitsstaat zu treiben. Er wollte das Volk aus seiner Letargie aufrütteln, es begeistern für ein gesamtschweizerisches Nationalbewußtsein. Der Zusammenschluß des Volkes unter Hintansetzung aller Sonderinteressen zugunsten des Gesamtwohls, das heißt zugunsten einer einigen Schweiz, war sein großes politisches Ziel, das er sich setzte. Die Schweiz sollte ihre nationale Ehre wieder herstellen, die sie in den Augen des Auslandes nach der Meinung Zschokkes durch ihre Uneinigkeit beim Einmarsch der Franzosen verloren hatte. Welche innere Ordnung sie sich dann nachher gab, war nebensächlich, Hauptziel mußte und sollte die Einigkeit, nicht die Einheit sein.

Zschokke rief nicht auf zu einer Verzweiflungstat gegenüber der Besetzungsmacht. Erstens sah er ein, daß dies nur das Unglück des Landes

⁶ NEUMANN: Heinrich Zschokke, S. 168.

noch vergrößern würde, und zweitens war er persönlich Feind jeder revolutionären Gewalttat, so heldenhaft und gerechtfertigt sie auch sein mochte. Sein politischer Scharfsinn veranlaßte ihn zu einer mehr gezwungenen positiven Haltung der Helvetik gegenüber, weil er erkannte, daß unter dem französischen Joch nichts anderes möglich war, als sie anzuerkennen.

Persönlich war seine Haltung zur helvetischen Staatsumwälzung mehr ablehnend als bejahend. Zschokke war zweifellos «mehr Republikaner als Monarchist, mehr Unitarier als Föderalist, mehr Demokrat als Aristokrat», aber er war keines von allen ausschließlich; denn «nicht Republik, nicht Monarchie sind an sich im Widerspruch mit dem Heil der Menschheit», schreibt er einmal, «sondern was in beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich bleibt». ⁷

Über die helvetische Verfassung urteilt er in seiner Selbstschau wie folgt: «Eine in Paris geschaffene Staatsverfassung, mit gänzlicher Unkunde des Landes entworfen, dann mit blutiger Gewalt eingeführt, sollte Völkerschaften mit einander verschmelzen, die sich nur dem Namen nach bekannt, nur Sprache, Religion, nicht geschichtliche Erinnerungen und Sitten, nicht Geistesbildung und bürgerliches Bedürfnis gemein hatten.» ⁸

Wohl finden wir in Zschokkes Schweizerboten aus der Zeit der Helvetischen Republik kein solch schneidendes Urteil über die Verfassung. Man hat beim Durchblättern der einzelnen Zeitungsnummern aus den Jahren 1798/99 eher den Eindruck, Zschokke sei ein warmer Befürworter der ersten schweizerischen Konstitution gewesen. Liest man aber die Artikel des Redaktors genauer, gewissermaßen «zwischen den Zeilen», so wird man sich bald inne, wie er trotz strengster Zensur Kritik übt, Mißstände aufdeckt, selbst der Besetzungsmacht gegenüber.

Und das alles tat er so, daß der einfache Leser, an den er sich ja wendet, den er belehren will, merkt, was er eigentlich zu sagen beabsichtigt. Der Erfolg dieses Blattes, das die Auflagezahl aller andern Blätter der Helvetik weit überstieg und nicht so schnell einging wie fast alle Zeitungen dieser Zeit, beweist, daß der Schweizerbote gelesen wurde, und zwar von Leuten, die vielleicht Wort für Wort buchstabieren mußten.

Offen und unverblümt wandte sich Zschokke in Usteris und Eschers Zeitung, dem «Hofblatt» der Unitarier, gegen das herrschende System ⁹.

⁷ Zschokkes Werke, Ausgabe BODMER, Einleitung Bd. I, S. 28.

⁸ Selbstschau, S. 123.

⁹ Der Schweizerische Republikaner, II. Bd., 11. November 1798 bis 29. März 1799.

In der Form von Briefen, die an Usteri gerichtet sind, gibt er seine Ansichten kund. Usteri schreibt in seinem redaktionellen Vorwort zur Artikelreihe, er denke über verschiedene Punkte anders als der scharfsinnige Verfasser, und er werde mehrere seiner Behauptungen zu widerlegen versuchen¹⁰.

Die Artikelreihe ist eine Art politisches Glaubensbekenntnis Zschokkes. «Wie ist mit der Energie der Regierung im repräsentativen Centralssystem, die Energie des Volkes und deren Freiheitssicherung, so in reinen Demokratien am vollkommensten statt findet, zu vereinigen?», lautet die Schlagzeile Zschokkes¹¹.

Der Verfasser geht aus von der Dreiteilung der Gewalten. Das Volk übertrage sein Majestätsrecht jenen Gewalten und überlasse sich nachher blindlings den Verfügungen der Gesetzgeber, Richter und Direktoren. Der einzige Ausdruck seiner Souveränität sei noch die Bestellung der Wahlmänner. Souverän sei eigentlich die Regierung. Das Volk sei durch die Verfassung so beengt, daß es keine Mittel habe, sich gegen die Beschlüsse seiner Gesetzgeber zu wehren. Es habe nur noch zu gehorchen.

Es könne nicht Revisionen am Grundgesetz vornehmen, ohne daß die Gesetzgeber einverstanden seien. «Noch übler ist's, wenn das Volk seine Konstitution nicht einmal selbst geschaffen hat, sondern, aus Furcht vor großer Not, von fremden Händen annehmen mußte.»

Weder Parlament noch Exekutive seien dem Volk verantwortlich.

«Die neuen Republiken sind also bei der Schattenmajestät des Volkes und bei der Gewalt der Regierung, den Monarchien ähnlich worden, in welchem das Volk nichts, und die Regierung alles zu sagen hat; nur mit dem Unterschiede, daß in Republiken statt des einzigen Gewalthabers einige sind, — daß kein Stand besondere Vorrechte genießt. — Die Regierung ist allein tätig, das Volk durchaus bis auf die Erneuerung einiger Wahlmänner passiv.»

Das Volk sei im Genuß der Menschenrechte, aber durch die Allmacht der Regierung werde es des Untertanengefühls nicht los. Es werde als Güte der Regierung ansehen, was es als Pflicht von ihr fordern sollte.

Seine Kritik gipfelt bei Artikel 2 der helvetischen Staatsverfassung¹². Er nennt diesen Artikel unsinnig. «Formen sind wandelbar, sind die

¹⁰ Ebenda, S. 298. ¹¹ Ebenda, S. 299.

¹² Art. 2: «Die Gesamtheit der Bürger ... Die Regierungsform, wenn sie auch sollte verändert werden, soll allezeit eine repräsentative Demokratie sein.»
Zschokkes Diktion: «Das Volk kann nie seine Souveränität ganz veräußern.»

Erfindungen der jeweiligen Bedürfnisse und Einsichten. Wir dürfen sie nicht durch die Constitution verewigen wollen, weil wir die Bedürfnisse unserer Nachwelt viel zu wenig kennen, und weil es von uns eine lächerliche Anmaßung ist, zu glauben, daß die Nachwelt unseren Einsichten und Erfindungen nachstehen werde. Wir können sie aber auch nicht verewigen, weil das Schicksal unserer Staatsformen so wenig von unserem Willen abhängt als die Vollziehung einer testamentarischen Stiftung nach Jahrhunderten, wo die Stiftung deren allerlei neue Verhältnisse in gleichem Grade nachteilig werden kann, wie sie ehemals unter anderen Umständen wohlthätig war. Das Volk, so wie der einzelne Mensch, darf nur dasjenige nicht veräußern, was es seiner Menschenwürde und Vernunft gemäß, nicht veräußern kann.»

Das Volk anerkenne seine Unmündigkeit, wenn es seine Souveränität gleichsam verwalten lasse, es höre damit auf, frei zu sein.

Zschokke fordert im weiteren Einschränkung der Exekutive, Kontaktnahme der Parlamentsmitglieder mit dem Volk.

Abschließend stellt er fest: «Es ist kein Geheimnis, daß die gegenwärtige Constitution eben darum eine allgemeine Unzufriedenheit wider sich habe, weil das Volk durch sie entweder einen großen Teil der ehemaligen politischen Hoheit verlor», er denkt dabei an die Landsgemeindekantone, «oder was es erwartet, nicht gewann. Es ist kein Geheimnis, daß von dem Augenblick an das Volk ein fortdauerndes Mißtrauen gegen die höchsten Obrigkeiten nährte, ein Mißtrauen, welches, ob es gleich die Glieder der höchsten Gewalten nie weniger als bisher zu tragen verdienten, dennoch für die Nation nicht entehrend ist, indem es aus dem Bedürfnis und Gefühl der Freiheit quillt¹³.

Die Betrachtungen Zschokkes mußten als unzeitgemäß empfunden werden. Einerseits waren sie für die Anhänger der alten Ordnung selbstverständlich jakobinisch. Andererseits mußten sie aber auch von der führenden Bildungsaristokratie der neuen Ordnung als ketzerisch aufgefaßt werden. Zschokke hat hier eindeutig Stellung bezogen. Stellung gegen beide großen Parteien. Die Konsequenzen mußte er tragen; von beiden Seiten begegnete man ihm mit allergrößtem Mißtrauen.

Es war nicht verwunderlich, daß man ihn aus der Hauptstadt entfernte und ihm Aufgaben anvertraute, wo man glaubte, daß er daran scheitern und sich damit politisch unmöglich machen werde.

¹³ Schweizer Republikaner, Bd. II, S. 301 ff.

Man schickte ihn im Mai 1799 nach Stans als außerordentlichen Regierungsstatthalter. Er sollte in Unterwalden, wie der Auftrag des Direktoriums hieß, «durch weise und kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen gehörige Achtung verschaffen, den Mut der Patrioten unterstützen, und dadurch den Übelgesinnten jede Hoffnung nehmen, jemals zum Ziel ihrer Unternehmungen zu gelangen».¹⁴

Laharpe sagte ihm bei seiner Verabschiedung: «Fort nun mit Poesie und Sentimentalität! Hier gilt's Ernst. Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit.»¹⁵

Zschokke erfuhr bald, welch dornenvolle und gefährliche Aufgabe er übernommen hatte. Doch mit großem diplomatischem Geschick meisterte er die scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten. Sein organisatorisches Talent, sein feiner Instinkt, in der schwierigsten Situation das Richtige zu treffen, kamen ihm zugute. Er linderte das ungeheure Elend, in dem sich das Land infolge des Volksaufstandes und als Kriegsschauplatz im zweiten Koalitionskrieg befand. Er überwand das Mißtrauen des Volkes, der Geistlichkeit, ein Mißtrauen, das eigentlich mehr Haß war, Haß nicht gegen die Person Zschokkes, sondern Haß gegen die neue Ordnung und deren Vertreter, den man als Söldling der unbarmherzigen Franzosenhorden ansah, die das Land verwüstet hatten. Zschokke scheute sich nicht, gegen die Besatzungsarmee aufzutreten und mit unerschütterlichem Mut bei deren Oberbefehlshaber vorstellig zu werden.

Und er hatte Erfolg. Das Volk faßte Vertrauen zu ihm, denn er steuerte der Not, so gut es in seinen Kräften stand. Er behandelte das Volk mit Rücksicht und Verständnis. Er setzte Unterbeamte ab, die sich dem Volke gegenüber Härten zuschulden kommen ließen. Der französische Oberkommandierende respektierte seine Vorstellungen. Als er nach Verlauf eines Jahres wieder einigermaßen Ordnung geschaffen hatte, wurde er vom Direktorium abberufen und nach dem Tessin in der gleichen Eigenschaft geschickt. Auch hier ordnete er mit gleicher Geschicklichkeit und unter eher noch schwierigeren Verhältnissen den brodelnden politischen Hexenkessel.

Seine letzte amtliche Tätigkeit unter der helvetischen Regierung übte Zschokke als Regierungsstatthalter in Basel aus. Er kehrte am 24. November 1801 nach Bern zurück. Reding versuchte, ihn für seine Sache zu gewinnen. Doch Zschokke war des politischen Feilschens müde. Er wollte

¹⁴ Selbstschau, S. 107.

¹⁵ Selbstschau, S. 107.

sich daraus zurückziehen und sich wieder ganz seiner dichterischen und wissenschaftlichen Tätigkeit widmen.

Zschokke hatte in diesen Jahren eine reiche politische Erfahrung gesammelt. Er glaubte der Politik entsagen zu sollen; zu sehr hatten ihn die Widerwärtigkeiten, die persönlichen Anfeindungen und Verdächtigungen aus allen Lagern, die er auf sich nehmen mußte, beeindruckt. Die Verdächtigungen der Bestechlichkeit und des politischen Strebertums sind bei näherer Prüfung der Tatsachen wirklich ungerecht. Zschokke war eine viel zu unabhängige Natur, als daß er sich irgendwie binden ließ. Zschokkes Behauptung in seinen Denkwürdigkeiten, die Revolution hätte ihn zum armen Mann werden lassen, entspricht der Wahrheit. «Nicht bloß mußte er in Reichenau alles im Stiche lassen, konnte er nur das Notdürftigste retten, nicht bloß opferte er, was er für seine Manuskripte und als Vorschuß für künftige Werke erhielt, für die Emigranten, so daß er zuweilen selbst darben mußte», — seine Erzählung in der Selbstschau ist sicher kein Geflunker — «nicht bloß diente er der Republik ohne Sold, was übrigens kein Ruhmestitel sein soll, sondern er streckte ihr sogar Geld vor, alles, was er hatte, wie aus seinen Briefen erhellt, sogar die Besoldungen seiner Sekretäre, wofür er erst später entschädigt wurde.»¹⁶

Zschokke ließ sich in Bern für kurze Zeit im «Café italien» an der Gerechtigkeitsgasse nieder. Um sich sammelte er einen kleinen erlesenen Freundeskreis. Dazu gehörten der Nationalbuchdrucker Geßner, Pestalozzi, Balthasar von Luzern und der junge Heinrich von Kleist.

Doch wurde ihm das Leben in Bern zu unsicher, und die Versuchung, doch wieder zur Politik zurückzukehren, zu groß. Selbst Reding, der ihm sehr zugetan war, gab er eine Absage, als er ihn als Gesandten an den Kongreß von Amiens schicken wollte. «Was mich betrifft, bin ich ein für allemal entschlossen, mich aus diesem unheilvollen Parteikrieg zurückzuziehen.»¹⁷ Mit der Ablehnung des Gesandtenpostens überwarf er sich mit Reding. Er gehörte damit zu den Verdächtigen. «Ich muß mir's sogar gefallen lassen, daß die geheime Polizei der Berner meine Schritte und, wer bei mir aus und ein ging, beobachten ließ. Sie gaben sich aber meinerwillen sehr unnütze Mühe. Die traurige Tagespolitik zog mich nicht mehr an.»¹⁸

¹⁶ Zschokkes Werke, Ausgabe BODMER, Einleitung, Bd. I, S. 26.

¹⁷ Selbstschau, S. 175.

¹⁸ Selbstschau, S. 176.

Zschokke kehrte der Hauptstadt im Frühjahr 1802 den Rücken und wanderte zusammen mit seinen Freunden nach Aarau. Er entschied, sich im Aargau niederzulassen, «weil ihm das Aufblühen dieses damals sich konstituierenden Freistaates vor allem entsprach».¹⁹

Rudolf Meyer vermittelte ihm die Pacht des Schlosses Biberstein nahe bei Aarau, des ehemaligen Sitzes der Berner Landvögte, der seit 1798 Staatseigentum war. Hier wollte sich Zschokke in die Einsamkeit zurückziehen und sich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigen.

2. Kapitel. Die Mediation

Zschokkes Charakter eignete sich nicht für ein stilles, kontemplatives Leben. Es fehlte ihm dazu an der nötigen Ruhe und vielleicht auch die nötige Tiefe. Er war in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nie über einen gewissen Dilettantismus hinausgekommen.

Wohl kehrte er nie mehr in die aktive eidgenössische Politik zurück. Was er als Journalist für einen Einfluß auf sie ausübte, darauf wird noch zurückzukommen sein. Seine Tätigkeit galt mehr der administrativen Seite. «Sein Spürsinn in der Entdeckung neuer Aufgaben, sein Talent, sich selber an die richtige Stelle zu setzen, zeigten sich im hellsten Licht, als der ehemalige Philosoph und Theologe plötzlich in einen ‚aargauischen Oberforst- und Bergrat sich verwandelte.»¹

An der Konsulta in Paris nahm Zschokke nicht teil. Die Vermittlungsakte pries er aber als «ein weises, das heißt ein ebenso gerechtes als zeitgemäßes Werk».²

Der Kanton Aargau, in dessen Dienst Zschokke 1804 trat, war durch dieses gerechte und zeitgemäße Werk geschaffen worden, ein Staat aus einzelnen Gebieten zusammengewürfelt, deren einzige gemeinsame Tradition die war, daß sie alle ehemalige Untertanenlande gewesen waren. Diesem neuen Staate verschrieb sich Zschokke mit all seiner Schaffenskraft während fast fünf Jahrzehnten.

Nicht gering war sein Verdienst, daß der Aargau, der seine Existenz allein dem Machtwort Napoleons verdankte, nicht das Schicksal erlitt, das sonst die meisten politischen Schöpfungen des Korsen erlebten, näm-

¹⁹ Zschokkes Werke, Ausgabe BODMER, Einleitung Bd. I, S. 27.

¹ Zschokkes Werke, Ausgabe BODMER, Einleitung S. 30.

² Ebenda.

lich den Untergang in dem Augenblick, als die Macht des Schöpfers in ein Nichts zerronnen war.

Allerdings ließ sich Zschokke nie allzu verpflichtend in die Staatsverwaltung einspannen, weil er seine persönliche Handlungsfreiheit nicht aufgeben wollte.

In Aarau gab er seit 1804 wieder seinen Schweizerboten heraus und übernahm selbst die Redaktion, die er von da an ununterbrochen dreißig Jahre lang führte.

In dem Leitartikel der ersten Nummer umschreibt er seine Tendenzen, die er mit der Zeitung verfolgen will:

«Da bin ich wieder, und ich bin kein anderer, als ich selbst, will sagen; der alte, veritable, aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, mit dem ihr manches mal gelacht und geweint habt in bösen Zeiten. Es ist kein anderer, der, wie es wohl geschehen ist, meinen Kittel angezogen, meine Kappe aufgesetzt und meinen Wanderstab genommen und dann gesagt hat: ‚nun bin ich auch der Schweizerbote‘. — Darum behaupt’ ich zu aller erst, daß ich kein anderer bin, als ich selbst in meiner Haut.

Seid still und hört mich an!

Vor allen Dingen, Schweizerbote, warum bist du so lange still gewesen, und nicht in der Ordnung zu uns gekommen, da wir dich gerne sahen?

Antwort: Weil’s mir verleidet war. Jedermann wollte das große Wort haben: jeder wollte die Sachen am besten verstehen. Jeder schrie, zankte und predigte. Dann kamen die Franzosen und lärmten, dann kamen die Kaiserlichen und lärmten, dann kamen die Russen und lärmten, und wohin ich kam, gab’s einen Hagel von Stößen und Püffen. Da dacht’ ich, der klügste schweigt, und wartet das Wetter ab. Das hat ich getan.

Ich trag’ auf meinem Hut neunzehn Korkaden, wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine liebste aussuchen, und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind drinn, mehr als der Regenbogen, seitdem er erschaffen worden, aufzuweisen hatte.

Die Winterabende sind lang und die Sommertage noch länger. Da erzähl’ ich euch denn, was die Menschen in der Welt klagen und Dummes treiben, jeder nach seiner Weise: wie sie oft aus Verzweiflung Hochzeit machen, oder sich in christlicher Liebe todschlagen; wie sie Frieden schließen, um eine frische Latte vom Zaun zu reißen, oder einander um des lieben Friedens willen den Krieg machen. Und ihr werdet daraus sehen, daß die Menschen noch so große Narren sind, wie zur Zeit König Salamos, worüber sich dieser König manchmal ärgerte, was wir aber nicht tun wollen.

Auch was neues im Schweizerlande geschieht, will ich euch nach meiner Art erzählen. Und wenn ich unterwegs vor einem *hochgeachteten Herrn* unserer Obrigkeit vorbeigehe, will ich höflich den Hut mit den neunzehn Korkaden abziehen und ihn freundlich grüßen, und hab’ er was zu bestellen, so nehm ich’s auch mit.

Und da man's Geld in diesen teuren Zeiten braucht, *will ich euch* lehren, Gold machen — man kocht's in der Schweiz aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pflug aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. Versteht mich wohl! — Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser als Constitutionenmacherkünste und desgleichen.

Und will euch das Geheimnis lehren, *lustig zu leben und selig zu sterben*, ein Ding, das mancher studierte Herr nicht kann, und mancher ehrliche Bauer im Schlaf lernt. Aber Geheimniß muß das Ding wohl seyn: denn wenn ich hundert Menschen frage: ‚Ei wie gehts? lustig und vergnügt? so antworten immer neun und neunzig: ‚So, so!‘ und sagen das mit einem Gesicht, welches nicht lustiger als ein Klagelied Jeremias aussieht. Und was das selig Sterben betrifft, muß es damit auch nicht weit her seyn. Denn ich wette zehn Batzen gegen einen, daß an der offenen Himmelspforte sich nicht halb so viele fromme Seelen drängen als Sonntags Abends durstige Seelen zum Wirtshaus.›³

Das ist der wahre Ton Zschokkes, wenn er zum Volk spricht, wenn er es belehrt, wenn er es tadelt und ihm in seinen Nöten beistehen will. Es ist der «treuherzige Plauderer, der sein Pack Wahrheiten wöchentlich zu Markte trägt, und mit bäurischer Schlaueit an Mann zu bringen sucht, bald vornehm, bald gering in einfältiger Torenrede wie unabsichtlich dabei scharf aufs Korn nehmend». ⁴

Zschokke kam einem Bedürfnis seiner Zeit mit einem trefflichen Einfall entgegen. «Für die gebildeten, reichen wohllebenden Stände sind in allen Staaten hundert Federn dienstfertig; aber wie selten erbarnt sich ein Benjamin Franklin, ein Heinrich Pestalozzi, ein Zacharias Becker oder Hebel usw. der unteren, vielversäumten Volksklassen.»⁵

Über die Wirkung des Schweizerboten wird in anderem Zusammenhange mehr zu sagen sein.

Schnell lebte sich Zschokke in seinem neuen Lebenskreis, im Staate Aargau, der ihm 1804 das Staatsbürgerrecht schenkte, ein.

Gesinnungsmäßig gehörte er zur sogenannten Aarauerpartei; dort fand er seine Freunde und Gönner, und ihr brachte er mit seinem Geist Leben und Ideen. Die Aarauerpartei, deren politischer Führer Herzog von Effingen war, war die «eigentliche Erbwalterin des liberalen Gedankengutes». ⁶ Sie stand in Opposition und vertrat im Gegensatz zur konservativen Mehrheit, die mehr die regionalen Interessen des ehemaligen bernischen Aar-

³ Schweizerbote 1804, 4. Januar, S. 1 ff.

⁴ Zschokkes Werke, Ausgabe BODMER, Einleitung, Bd. 1, S. 35.

⁵ Selbstschau, S. 203.

⁶ JÖRIN: Aargau, S. 27.

gaus und des von der Helvetik geschaffenen Kantons Baden vertraten, eine straffe Zentralisation des neuen Staates. Für die Erhaltung des Kantons war es vielleicht von Vorteil, daß sie nicht die Mehrheit innehatte. «Denn wie die Dinge einmal lagen, hing die Lebensaufgabe des jungen Geschöpfes nicht von der Realisierung einseitiger, wenn auch noch so guter Maximen ab, sondern von der Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen den mannigfaltigen, sich zum Teil gegenüber stehenden Interessengruppen.»⁷

Das konservative Regiment versuchte, nicht ohne Erfolg, einen versöhnlichen Kurs einzuhalten, so daß keine schroffe Opposition entstehen konnte. Auch bildete weder die konservative noch die liberale Partei eine geschlossene Einheit.

Der Aargau stand in seinem jugendlichen Selbstbewußtsein auf der Tag-satzung im föderalistischen Lager. Der Große Rat wachte streng über die aargauischen Gesandten, daß sie mit peinlicher Sorgfalt ihre Instruktionen innehielten. Gerade bei der Abfassung der Instruktionen machte die Aarauerpartei ihren Einfluß geltend.

So sehr sie auf eidgenössischem Gebiet für das föderative Prinzip eintrat, in steter Angst um die Souveränität ihres Staates, befürwortete sie im Kanton die straffe Zentralisation. Das war kein Widerspruch, sondern beides hatte die Stärkung des Staates zum Ziel. Die Verschmelzung der bisher heterogenen Gebiete mußte angestrebt werden, wenn der Staat über eine bloße Organisation hinauswachsen wollte und allfälligen Anfeindungen standhalten sollte. Restlos gelang diese Vereinheitlichung in dieser kurzen Zeit höchstens im Militärwesen. Das schwierigere Problem der Vereinheitlichung des Zivilstrafrechts nahm man in Angriff, blieb aber in den Anfängen stecken. Dafür brachte man es in der Vereinheitlichung und Verbesserung des Schulwesens auf eine recht beachtliche Stufe, ein Anliegen, dem sich besonders Zschokke widmete, und dem er durch eine unermüdliche publizistische Tätigkeit Verständnis in allen Volksklassen weckte, und damit indirekt auf die Verhandlungen des Großen Rates, dem er selbst nicht angehörte, zur Zeit der Mediation einwirkte.

Ein frischer Wind und befruchtender Geist strahlte von der Hauptstadt Aarau in den ganzen Kanton aus. Das geistige Leben erhielt einen starken Antrieb durch private Kräfte, vor allem durch Zschokke und seinen Verleger und Freund Sauerländer. In gewissen Kreisen schätzte

⁷ JÖRIN: Aargau, S. 19.

man zwar Zschokkes vielgeschäftige Tätigkeit wenig, Zschokke aber «bewahrte Aarau vor geistiger Stagnation, in die es nach den Jahren der Anspannung und Schwingung zu verfallen drohte: er popularisierte den Aarauergeist und trug ihn über die Stadtmauern hinaus; er förderte propagandistisch den Fortbestand des Kantons, indem er dessen Leistungen unermüdlich pries und sie als Früchte liberaler Weisheit hinstellte.»⁸

Er siedelte 1807 nach Aarau über, nachdem er einen eigenen Hausstand gegründet hatte. Neben der journalistischen Tätigkeit und dem Amt eines Oberforstrats fand er in diesen Jahren Zeit zu reicher belletristischer Arbeit, das heißt, sie war mehr ihrem Umfang als ihrem Gehalt nach reich. Doch sie war dem Geschmack der Zeit angepaßt und fand eine große Leserschaft.

Auch sind in dieser Zeit (1807—1816) Zschokkes «Stunden der Andacht» entstanden, eine populär-theologische Zeitschrift, die in ganz Europa in allen Gesellschaftskreisen jeder konfessionellen Richtung eifrig gelesen und diskutiert und von vielen Theologen beider Glaubensbekenntnisse als Werk des Satans verschrien wurde. Es ist hier nicht der Ort, auf die «Stunden der Andacht» näher einzutreten. Sie waren, wie fast alles, was aus der Feder Zschokkes floß, für den Tag geschrieben. Sie scheinen, wenn man bedenkt, daß sie bis zum Tode Zschokkes mehr als dreißig Auflagen erlebten, ihren Zweck erfüllt und Tausenden Erbauung und Trost gegeben zu haben⁹.

Für Zschokke war die Zeit der Mediation wohl die ruhigste Periode seines Lebens. Er hat sie ausgenützt, um sich innerlich zu sammeln und reifer zu werden. Er hatte Gelegenheit, schweizerisches Wesen in der kleinen Häuslichkeit kennen zu lernen und mit ihm vertraut zu werden. Er verwuchs mit seiner Wahlheimat, deren engerer Lebenskreis der Kanton Aargau war. Mit einem Wort, Heinrich Zschokke war vom «hergelaufenen Preußen» mehr und mehr Schweizer geworden.

⁸ JÖRIN: Aargau, S. 32.

⁹ Ich verweise hier auf die eingehende theologische Würdigung, die die «Stunden der Andacht» in der Arbeit von Wilhelm HARTMANN: «Heinrich Zschokkes Stunden der Andacht», gefunden hat (Gütersloh 1932).